





Antony Beevor

# Stalingrad

Aus dem Englischen  
von Klaus Kochmann

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel  
*Stalingrad* bei Viking, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH.

Erste Auflage  
Dezember 2010

Copyright © 1998 by Antony Beevor und Artemis Cooper  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999  
by C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55134-9

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

## *Inhaltsverzeichnis*

Liste der Abbildungen	8
Liste der Karten	10
Vorwort	11

### TEIL I

#### **»DIE WELT WIRD DEN ATEM ANHALTEN!«**

1. <i>Das zweischneidige Schwert des Barbarossa</i>	19
2. <i>»Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!«</i>	29
3. <i>»Zerschlagt die Tür, und das gesamte verrottete Gebäude wird krachend zusammenstürzen!«</i>	39
4. <i>Hitlers Hybris: Die verschobene Schlacht um Moskau</i>	50

### TEIL II

#### **»BARBAROSSA« – EIN NEUBEGINN**

5. <i>Die erste Schlacht des Generals Paulus</i>	73
6. <i>»Wieviel Erde braucht der Mensch?«</i>	93
7. <i>»Keinen Schritt zurück«</i>	110
8. <i>»Die Wolga ist erreicht!«</i>	129

### TEIL III

## DIE SCHICKSALSSTADT

9. <i>»Zeit ist Blut«: Die Septemberkämpfe</i>	151
10. <i>Rattenkrieg</i>	175
11. <i>Verräter und Verbündete</i>	198
12. <i>Festung aus Schrott und Eisen</i>	222
13. <i>Paulus' letzter Angriff</i>	245
14. <i>»Alles für die Front«</i>	257

### TEIL IV

## SCHUKOWS FALLE

15. <i>Die »Operation Uran«</i>	277
16. <i>Hitlers Besessenheit</i>	306
17. <i>»Die Festung ohne Dach«</i>	319
18. <i>»Der Manstein kommt!«</i>	333
19. <i>»Weihnachten nach deutscher Art«</i>	355

### TEIL V

## DIE UNTERWERFUNG DER SECHSTEN ARMEE

20. <i>Die Luftbrücke</i>	381
21. <i>»Kapitulation ausgeschlossen«</i>	403
22. <i>»Ein deutscher Feldmarschall begeht nicht Selbstmord mit einer Nagelschere!«</i>	427
23. <i>»Hört auf zu tanzen! Stalingrad ist gefallen.«</i>	451
24. <i>Die Stadt der Toten</i>	463
25. <i>Das Schwert von Stalingrad</i>	476

Anhang A	493
<i>Deutsche und sowjetische Verbände in der Schlacht um Stalingrad, 19. November 1942</i>	493
Anhang B	498
<i>Die statistische Debatte: Die Stärke der Sechsten Armee im Kessel</i>	498
Erläuterungen der Abkürzungen in den Anmerkungen	500
Anmerkungen	502
Literaturverzeichnis	532
Personen- und Ortsregister	539
Abbildungsnachweis	544

## *Liste der Abbildungen*

Vor- und Hintersatz: Februar 1943. Deutsche Kriegsgefangene schleppen sich nach der Kapitulation Stalingrads in die Lager.

### **ABBILDUNGSTEIL I**

- 1: (vorhergehende Seite): Herbst 1941. Sowjetische Kriegsgefangene werden gesammelt von der Front weggebracht.
- 2: Juli 1942. Deutsche Infanterie auf dem Weg in Richtung Stalingrad.
- 3: Ein beim Vormarsch zerstörtes Dorf.
- 4: Deutsche Panzer in der Donsteppe.
- 5: August 1942. Deutsche Artillerie außerhalb von Stalingrad.
- 6: Dr. Alois Beck, Divisionspfarrer der 297. Infanteriedivision, schreibt Briefe für die Verwundeten.
- 7: Paulus, Hitler, Keitel und Brauchitsch in der »Wolfsschanze« bei Rastenburg.
- 8: September 1942. Panzer der 24. Panzerdivision erreichen die Randbezirke von Stalingrad.
- 9: September 1942. Angehörige der Panzertruppen der Roten Armee hören eine Ansprache Chruschtschows, ehe sie in den Kampf ziehen.
- 10: Dieser Anblick empfing die russischen Verstärkungen, wenn sie über die Wolga setzen wollten, um sich in die Schlacht einzuschalten.
- 11: Deutsche beim Angriff auf Fabrikgebäude im Norden Stalingrads.
- 12: Sowjetische Infanterie im Abwehrkampf.
- 13: Oktober 1942. Zusammengetriebene Zivilisten in Stalingrad.
- 14: Hauptquartier der sowjetischen 62. Armee. Krylow, Tschuikow, Gurow und Rodimzew.



15: (folgende Seite): Stoßtrupp der Roten Armee in der »Stalingrader Akademie für Straßenkämpfe«.

## ABBILDUNGSTEIL 2

- 16: (vorhergehende Seite): Einer der Divisionskommandeure Tschuikows mit einer jungen Nachrichtensoldatin während der Schlacht.
- 17: Oktober 1942. Deutsche Infanterie besetzt eine zerstörte Werkshalle im Fabrikgelände.
- 18: Der »Edel-Scharfschütze« Saizew (links) von der 284. sibirischen Schützendivision erläutert die Doktrin des »Scharfschützentrums«.
- 19: und 20. November 1942. »Operation Uran«: die Einkesselung der Sechsten Armee.
- 21: Eine Transportmaschine vom Typ Ju 52 beim Start.
- 22: Dezember 1942. Deutsche Artillerie von Hoths Vierter Panzerarmee nach dem Scheitern der »Operation Wintergewitter«.
- 23: Eingekesselte Soldaten der Sechsten Armee stöbern per Fallschirm abgeworfene Behälter auf.
- 24: 10. Januar 1943. General Rokossowski erwartet das Eröffnungssperrefeuer für die »Operation Ring«, die den Kessel zerschlagen soll.
- 25: 11. Januar 1943. Deutsche Infanteristen ziehen sich während eines Schneesturms zurück.
- 26: 28. Januar 1943. General Edler von Daniels geht am Leichnam eines seiner Soldaten vorbei in die Gefangenschaft.
- 27: 30. Januar 1943. Göring am zehnten Jahrestag der NS-»Machtergreifung«, nachdem er gerade per Rundfunk die »Totenehrung« der Sechsten Armee vorgenommen hat.
- 28: 31. Januar 1943. Feldmarschall Paulus und General Schmidt nach der Kapitulation im Hauptquartier der 64. Armee.
- 29: Ein deutscher Soldat wird mit unsanften Methoden aus einem Bunker befördert.
- 30: Überlebende der Sechsten Armee auf dem Weg in die Gefangenschaft.
- 31: Deutsche und rumänische Gefangene.

## *Liste der Karten*

1. »Unternehmen Barbarossa«, Juni–Dezember 1941	18
2. »Operation Blau«, Sommer 1942	88
3. Der deutsche Sturm auf Stalingrad, September 1942	155
4. »Operation Uran«, November 1942	280
5. »Operation Wintergewitter« und »Operation Kleiner Saturn«, Dezember 1942	336
6. »Operation Ring«, Januar 1943	397

## *Vorwort*

Rußland, so hat der Dichter Fjodor Tjutschew einmal festgestellt, »läßt sich mit dem Verstand allein nicht begreifen«. Die Schlacht von Stalingrad wird man mittels einer Untersuchung der üblichen Art nicht angemessen nachvollziehen können. Eine rein militärische Studie über einen derartigen Titanenkampf kann dessen Realität »am Boden« genausowenig vermitteln, wie Hitlers Lagekarten in seinem Hauptquartier »Wolfsschanze« zu Rastenburg ihn aus seiner Isolierung in einer Phantasiewelt herausholen konnten, die den Leiden seiner Soldaten fern war.

Das vorliegende Buch will auf der Grundlage einer konventionellen historischen Erzählung die Erfahrungen von Soldaten beider Seiten beleuchten; dies geschieht unter Benutzung umfangreichen, neu zugänglichen Materials insbesondere aus russischen Archiven. Die Vielfalt der Quellen ist wichtig, um die Beispiellosigkeit dieses Kampfes und seine Auswirkungen auf jene zu begreifen, die mit wenig Hoffnung auf Entrinnen in ihn verwickelt waren.

Das Quellenmaterial schließt Kriegstagebücher, Berichte von Kriegspfarrern, persönliche Schilderungen, Briefe, Verhöre durch den NKWD (die damalige sowjetische Geheimpolizei) von deutschen und anderen Gefangenen, persönliche Tagebücher<sup>1</sup> und Gespräche des Autors mit Beteiligten ein. Eine der reichhaltigsten Quellen im Zentralarchiv des russischen Verteidigungsministeriums in Podolsk enthält höchst genaue Berichte, die täglich von der Stalingradfront an Alexander Schtscherbakow geschickt wurden, den Leiter der politischen Abteilung der Roten Armee in Moskau. Diese beschreiben nicht nur heldenhafte Taten, sondern auch »außerordentliche Ereignisse« (so lautete in der Sprache der Kommissare eine beschönigende Formulierung für verräterisches Verhalten) wie Desertion, Überlaufen zum Feind, Feigheit, Inkompetenz, Selbstverstümmelung, »an-

tisowjetische Agitation« und sogar Trunkenheit. Die sowjetischen Behörden ließen etwa 13 500 ihrer eigenen an den Kämpfen um Stalingrad beteiligten Soldaten hinrichten – dies entspricht mehr als einer ganzen Division.<sup>2</sup> Die gewaltigste Herausforderung, so stellte ich bald fest, bestand in dem Versuch einer gerechten Abwägung zwischen wirklicher Selbstaufopferung so vieler Soldaten der Roten Armee und den brutalen Zwangsmaßnahmen, die gegen Wankende von den Sonderabteilungen des NKWD (die sehr bald zu einem Bestandteil von SMERSH – der Gegenspionage – werden sollten) angewandt wurden.

Die kaum glaubliche Unbarmherzigkeit des sowjetischen Systems erklärt weitgehend, aber nicht vollständig, warum so viele frühere Angehörige der Roten Armee schließlich auf der deutschen Seite kämpften. In Stalingrad zählten mehr als 50 000 Sowjetbürger in deutscher Uniform zu den Frontdivisionen der Sechsten Armee. Einige unter ihnen waren auf brutale Weise durch Hunger in Gefangenenlagern in diesen Dienst gepreßt worden; andere jedoch waren Freiwillige. Während der Endkämpfe wurden auf deutscher Seite viele Berichte verfaßt, die von der Tapferkeit und der Loyalität dieser »Hiwis« zeugen, die gegen ihre eigenen Landsleute kämpften. Selbstverständlich reagierte Berijas NKWD mit geradezu paranoidem Mißtrauen, als er den Umfang der Illoyalität erkannte.

Dieses Thema stellt auch heute noch in Rußland ein Tabu dar. Ein Oberst der Infanterie, mit dem ich zufällig ein Schlafwagenabteil auf der Reise nach Wolgograd (dem früheren Stalingrad) teilte, weigerte sich zunächst zu glauben, daß überhaupt irgendein Russe imstande gewesen sein konnte, eine deutsche Uniform anzuziehen. Er ließ sich schließlich überzeugen, als ich ihm von den Verpflegungsakten der Sechsten Armee in den deutschen Archiven berichtete. Seine Reaktion war höchst interessant für einen Mann, der Stalin wegen seiner »Säuberungen« in der Roten Armee eindeutig verabscheute: »Das waren keine Russen mehr«, sagte er leise. Sein Kommentar entsprach fast genau der Sprachregelung, die ein halbes Jahrhundert zuvor benutzt wurde, als die Stalingradfront an Schtscherbakow in Moskau über »frühere Russen« berichtete.<sup>3</sup> Die Emotionen in Verbindung mit dem »Großen Vaterländischen Krieg« bleiben auch heute noch beinahe ebenso stark von Unversöhnlichkeit geprägt wie zu jener Zeit.

Die gesamte Geschichte voller Wahnsinn, Mitleidslosigkeit und Tragik ist in einer Reihe von unerwarteten Zusammenhängen enthüllend. Auf

deutscher Seite besteht der verblüffendste Aspekt nicht so sehr in der sich aufdrängenden Fragestellung nach der Beteiligung der Wehrmacht an Kriegsverbrechen, wie sie derzeit in Deutschland immer noch debattiert wird. Er beruht vielmehr auf der Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung, insbesondere auf der Verwechslung zwischen politischen Überzeugungen und ihren Konsequenzen. Die deutschen Truppen in Rußland befanden sich – wie so viele aus Stalingrad geschriebene Briefe offenbaren – in einer totalen moralischen Orientierungslosigkeit. Die Kriegsziele der Unterdrückung der Slawen und der Verteidigung Europas gegen den Bolschewismus mittels eines Präventivschlags erwiesen sich, um es ganz milde auszudrücken, als einander ausschließend. Bis heute sehen viele deutsche Überlebende die Schlacht von Stalingrad als eine geschickt gestellte sowjetische Falle, in die sie sich durch eine bewußt vorgenommene Rückzugstaktik der anderen Seite haben locken lassen. Infolgedessen neigen sie dazu, sich eher als die Opfer denn als die Verursacher der Katastrophe zu betrachten.

Über eines allerdings kann es gar keine Diskussion geben. Die Schlacht von Stalingrad bleibt ein derart ideologisch aufgeladenes und symbolisch wichtiges Thema, daß das letzte Wort darüber auch in vielen Jahren noch nicht gesprochen sein wird.

Ein großer Teil der Zeit, die ich damit verbrachte, für dieses Buch Recherchen durchzuführen, wäre wohl verschwendet gewesen und wertvolle Chancen vertan worden ohne die Hilfe und die Vorschläge von Archivaren und Bibliothekaren. Besondes dankbar bin ich: Frau Irina Renz von der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, Herrn Meyer und Frau Ehrhardt vom Bundesarchiv (Militärarchiv) in Freiburg, Frau Stang und den anderen Mitarbeitern der Bibliothek des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam, Herrn Valeri Rumjanzew vom Historischen Archiv und dem Militärischen Gedenkzentrum des russischen Verteidigungsministeriums und den Mitarbeitern des Zentralarchivs des Verteidigungsministeriums von Podolsk, Herrn Dr. Kyrill Andersen, dem Direktor des Russischen Zentrums für die Erhaltung und das Studium von Dokumenten der Zeitgeschichte in Moskau, Frau Dr. Natalja Wolkowa, Direktorin des Russischen Staatsarchivs für Literatur und Kunst, und Frau Dr. Dina Nohotowitsch vom Staatsarchiv der Russischen Föderation.

Unschätzbar viel verdanke ich Herrn Dr. Detlef Vogel in Freiburg, der mir auf mannigfache Weise entscheidend geholfen und mir am Beginn meiner Untersuchungen auch seine Sammlung von Veröffentlichungen deutscher und österreichischer Veteranenorganisationen, der *Stalingradbünde*, zur Verfügung gestellt hat. Herr Dr. Alexander Friedrich Paulus gestattete mir freundlicherweise, den Nachlaß seines Großvaters, Generalfeldmarschall Friedrich Paulus, zu benutzen, und er verschaffte mir Kopien späterer Beiträge zum Thema aus seiner Familie. Herr Prof. Dr. Hans Girgensohn, der Pathologe der Sechsten Armee im Kessel von Stalingrad, erklärte mir mit großer Geduld die Einzelheiten seiner Arbeit und seiner dabei gewonnenen Ergebnisse sowie den Hintergrund der Todesfälle unter umzingelten deutschen Soldaten aufgrund von Hunger, Kälte und Strapazen. Ben Shepherd machte mich freundlicherweise mit seinen neuesten Forschungsergebnissen über Frontneurosen während des Zweiten Weltkriegs bekannt. Höchst dankbar bin ich auch für Bemerkungen von Kurt Graf von Schweinitz über die Strategie in Stalingrad, außerdem für seine Kommentare über die Auswirkungen der militärischen Terminologie, wie sie im November 1942 in Funkprüchen benutzt wurde.

Für Ratschläge hinsichtlich der russischen Quellen und andere Vorschläge bin ich zu Dank verpflichtet: Frau Dr. Katherina Andrejewa, Herrn Prof. Anatoli Tschernobajew, Herrn Prof. John Erickson, Herrn Dr. Viktor Gorbarew, Herrn Jon Halliday, Herrn Oberst Lemar Maximow von der historischen Abteilung des russischen Verteidigungsministeriums und Herrn Jurij Owsjanko. Sehr vieles verdanke ich auch jenen, die für mich Kontakte zu Überlebenden der Ereignisse von Stalingrad sowohl in Rußland als auch in Deutschland herstellten oder mir in beiden Ländern höchst großzügig halfen oder sich ansonsten um mich kümmerten: Herrn Chris Alexander, Herrn Leopold Graf von Bismarck, Herrn Andrew Gimson, Herrn Major Joachim Freiherr von Maltzan, Herrn Gleb und Frau Harriet Schestakow, Frau Dr. Marie-Christine Gräfin von Stauffenberg und Frau Christiane van de Velde.

In Wolgograd verdankte ich vieles der freundlichen Mitarbeit von Frau Dr. Raissa Petrunjowa, der Vizerektorin der Universität Wolgograd, und ihren Kollegen, Frau Prof. Nadeschda Dulina, Direktorin der Abteilung für historische und kulturelle Studien, Frau Galina Borisowna von der historischen Abteilung und Herrn Boris Ulko, Direktor des Universitätsmuseums,

sowie Herrn Nikolai Fjodortow, Vorsitzender des Wolgograder Bezirkskomitees der Kriegsveteranen, und Herrn Oberstleutnant Gennadi Pawlow.

Übersetzungen aus dem Russischen stammen von Frau Dr. Galja Winogradowa und Frau Ljubow Winogradowa, deren Mitarbeit bei Verhandlungen über den Zugang zu Archiven geradezu ein Vorbild an geschickter Diplomatie, Beharrlichkeit und Humor darstellte. Ihr Beitrag, von ihrer Freundschaft ganz zu schweigen, half dabei, das gesamte Projekt umzusetzen.

Äußerst dankbar bin ich jenen Beteiligten und Augenzeugen, die bereit waren, soviel Zeit zu opfern und sich noch einmal zu bemühen, die Vergangenheit in Erinnerung zu rufen. Eine Anzahl von ihnen lieh mir höchst großzügig unveröffentlichte Manuskripte, Briefe und Tagebücher. Ihre Namen – drei von ihnen zogen es allerdings vor, anonym zu bleiben – werden auf Seite 501 genannt.

Dieses Buch wäre nie entstanden ohne Eleo Gordon vom Penguin Verlag, auf dessen Idee es zurückgeht, und auch nicht ohne Peter Mayer in den Vereinigten Staaten sowie Hans Ewald Dede in Deutschland, deren Begeisterung und Unterstützung für das Projekt von Beginn an die Forschungsarbeiten möglich machten. Es war für mich ein besonderes Glück, Andrew Nurnberg als literarischen Agenten, Berater und Freund zu haben.

Wie immer schulde ich den größten Dank meiner Frau, Artemis Cooper, die gleichzeitig meine erste Lektorin ist und die mir während der Monate im Ausland eine außerordentliche Hilfe bedeutete, während sie gleichzeitig mehr als genug eigene Arbeit zu erledigen hatte.





*Teil I*

**»DIE WELT WIRD DEN ATEM ANHALTEN!«**



# I.

## *Das zweischneidige Schwert des Barbarossa*

Der 21. Juni 1941, ein Samstag, bescherte der Hauptstadt des »Großdeutschen« Reiches einen perfekten Sommermorgen. Viele Berliner nahmen den Zug hinaus nach Potsdam, um den Tag im Park von Sanssouci zu verbringen. Andere gingen zum Schwimmen an die Ufer des Wannensees oder des Nikolassees. In den Cafés war das reichhaltige Repertoire an Witzen über den Flug von Rudolf Heß nach Großbritannien durch Gerüchte über einen bevorstehenden Angriff auf die Sowjetunion verdrängt worden. Viele jedoch versetzte die Vorstellung einer gewaltigen Ausweitung des Krieges in Entsetzen, und ihre Hoffnungen klammerten sich an den Gedanken, daß Stalin im letzten Augenblick die Ukraine an Deutschland abtreten würde.

Die Atmosphäre in der sowjetischen Botschaft an der Flaniermeile Unter den Linden war von angespannter Hektik geprägt. Ein dringender Funkpruch aus Moskau forderte »eine wichtige Erklärung«<sup>1</sup> wegen der enormen militärischen Vorbereitungen entlang den Westgrenzen Rußlands von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Valentin Bereschkow, der Chefdolmetscher und Erste Sekretär der Botschaft, rief im deutschen Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße an, um einen Termin für ein klärendes Gespräch zu vereinbaren. Man teilte ihm mit, Reichsminister Joachim von Ribbentrop befinde sich außerhalb der Stadt, und Staatssekretär Ernst von Weizsäcker sei telefonisch nicht erreichbar. Im Laufe des Morgens gingen aus Moskau immer mehr dringende Anfragen ein. Im Kreml begann sich eine Atmosphäre von kaum unterdrückter Hysterie auszubreiten, als sich die Hinweise auf die deutschen Absichten verdichteten, insgesamt waren hier während der letzten acht Monate über 80 Warnungen eingegangen. Der stellvertretende Chef des sowjetischen Geheimdienstes NKWD hatte kurz zuvor berichtet, es habe am Vortag nicht weniger als »39 Verletzungen des Luftraums der UdSSR durch Flugzeuge« gegeben.<sup>2</sup> Die Wehrmacht verhielt sich bei ihren

Vorbereitungen recht dreist, doch der Mangel an Geheimhaltung auf deutscher Seite schien Stalin nur in seiner Auffassung bestätigt zu haben, daß all diese Aktivitäten zu einem Plan von Adolf Hitler gehörten, der darauf abzielte, den Machthabern in Moskau größere Konzessionen abzupressen.

Der sowjetische Botschafter in Berlin, Wladimir Dekanosow, teilte Stalins Überzeugung, daß es sich bei den vermeintlichen Truppenbewegungen bloß um eine Desinformationskampagne handle, die ursprünglich von den Briten ausgelöst worden sei. Auch dem Bericht seines eigenen Militärattachés, dem zufolge entlang der Grenze 180 Divisionen aufgestellt worden seien, schenkte er keine Beachtung. Dekanosow, ein Protegé von Lawrentij Berija, war nur einer von zahlreichen einflußreichen Georgiern innerhalb der Führungsspitze des NKWD. Seine Erfahrungen in außenpolitischen Angelegenheiten waren bislang kaum darüber hinausgegangen, Diplomaten mit größeren praktischen Fähigkeiten, als er besaß, auf ihre Gesinnungstreue zu überprüfen. Andere Mitglieder der Botschaft wagten es zwar nicht, ihre Ansichten mit zu großem Nachdruck zu vertreten, zweifelten aber kaum daran, daß Hitler einen Angriff plante. Sie hatten sogar die Korrekturabzüge einer Broschüre mit idiomatischen russischen Redewendungen für angreifende Truppen weitergeleitet, die von einem kommunistischen deutschen Drucker ins Sowjetkonsulat geschmuggelt worden waren. Zu den als zweckdienlich erachteten Ausdrücken zählten die russischen Bezeichnungen für »Ergebt euch!«, »Hände hoch!«, »Wo ist der Vorsitzende der Kolchose?«, »Sind Sie ein Kommunist?« und »Achtung, ich schieße!«.

Als Bereschkow erneut in der Wilhelmstraße anrief, teilte man ihm mit, Ribbentrop sei abwesend, und man wisse nicht, wann er komme.<sup>3</sup> Um die Mittagszeit versuchte er Kontakt zu einem anderen Beamten, dem Leiter der politischen Abteilung, aufzunehmen und erhielt zur Antwort: »Ich glaube, im Führerhauptquartier ist etwas Wichtiges los. Höchstwahrscheinlich sind alle dort.« Doch der deutsche Außenminister hatte Berlin gar nicht verlassen. Ribbentrop war damit beschäftigt, höchst geheime Instruktionen an die deutsche Botschaft in Moskau vorzubereiten. Früh am nächsten Morgen, etwa zwei Stunden vor dem beabsichtigten Beginn des Angriffs, sollte Botschafter Graf Friedrich Werner von der Schulenburg der Sowjetregierung eine Liste mit Beschwerden übergeben, die als Vorwände für den Überfall dienten.

Als in Berlin die Abenddämmerung einsetzte, wurden die Funksprüche aus Moskau zunehmend besorgter. Alle halbe Stunde telefonierte Bereschkow mit der Wilhelmstraße. Doch gelang es ihm auch jetzt nicht, dort eine maßgebliche Persönlichkeit zu sprechen. Vom offenen Fenster seines Büros aus konnte er auf die Tschakos der Schutzleute sehen, welche die Botschaft bewachten. An ihnen vorbei flanierten zahlreiche Berliner, die einen Samstagabendbummel auf der Straße Unter den Linden unternahmen. Die Polarität zwischen Krieg und Frieden sorgte für eine beklemmende Stimmung, über der das Gefühl der Unwirklichkeit lastete. Der Expreßzug zwischen Berlin und Moskau war zu dieser Stunde gerade im Begriff, die in Wartestellung befindlichen deutschen Linien zu passieren und die Grenze zu überqueren, als sei nichts Übles im Gange.

In Moskau bestellte der sowjetische Außenminister Molotow den Grafen von der Schulenburg in den Kreml. Nachdem der deutsche Botschafter die Vernichtung der Geheimpapiere der Botschaft persönlich beaufsichtigt hatte, machte er sich auf den Weg zu dem Treffen, das für halb zehn vereinbart war. Als man ihn mit Beweismaterialien für deutsche Kriegsvorbereitungen konfrontierte, räumte er keineswegs ein, daß ein Angriff unmittelbar bevorstand. Er brachte hingegen lediglich sein Erstaunen darüber zum Ausdruck, daß die Sowjetunion die Situation falsch beurteile, und weigerte sich, irgendwelche Fragen zu beantworten, bevor er mit Berlin Rücksprache genommen habe.

Schulenburg, ein Diplomat alter Schule, der an Bismarcks Grundsatz glaubte, daß sich Deutschland niemals auf einen Krieg mit Rußland einlassen dürfe, hatte gute Gründe, über die Ignoranz des Kreml erstaunt zu sein. Bereits über zwei Wochen zuvor hatte er Dekanosow, der sich damals gerade in Moskau aufhielt, zu einem privaten Mittagessen eingeladen und ihn bei dieser Gelegenheit vor Hitlers Plänen gewarnt. Der alte Graf fühlte ganz eindeutig keinerlei Loyalität mehr gegenüber dem NS-Regime, nachdem Hitler ihn in übler Weise belogen hatte, indem er behauptete, keine gegen die UdSSR gerichteten Pläne zu verfolgen.<sup>4</sup> Doch Dekanosow witterte hinter diesem eindringlichen Hinweis sogleich ein Täuschungsmanöver. Stalin reagierte nicht anders und explodierte im Politbüro geradezu: »Die Desinformation hat nun die Botschafterebene erreicht!«<sup>5</sup> Der sowjetische Diktator war sich sicher, daß die meisten Warnungen auf britischen Provokatio-

nen beruhten – nämlich als Teil eines geheimen Plans von Winston Churchill, dem Erzfeind der Sowjetunion, der den Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland bezweckte. Seit dem Flug von Rudolf Heß nach Schottland hatte die Verschwörung nach seiner Überzeugung sogar noch kompliziertere Formen angenommen.

Stalin, der sich bis zu jenem Samstagnachmittag geweigert hatte, die Möglichkeit eines deutschen Angriffs auch nur in Betracht zu ziehen, unterließ immer noch alles, was Hitler provozieren konnte. Goebbels verglich den Sowjetdiktator nicht ganz zu Unrecht mit einem Kaninchen, das sich von einer Schlange in Angst und Schrecken versetzen ließ. Grenzpatrouillen berichteten permanent von Panzermotoren, die in den Wäldern jenseits der Grenze warmliefen, sowie von deutschen Wehrmachtspionieren, die Brücken über Flüsse bauten und vor ihren Stellungen Stacheldrahtverhaue entfernten. Der Befehlshaber des Kiewer Sondermilitärbezirks sprach die Warnung aus, der Krieg werde wohl in wenigen Stunden beginnen. Es trafen Meldungen darüber ein, daß in den Ostseehäfen deutsche Schiffe ganz plötzlich ihre Entladungsaktivitäten unterbrochen hätten und in Richtung Heimat ausgelaufen seien. Doch der Diktator im Kreml konnte mit dem Gedanken nicht fertig werden, daß quasi unter seinen Augen Ereignisse ihren Lauf nahmen, die außerhalb seiner Kontrolle lagen.

An jenem Abend erklärte sich Stalin nach langen Erörterungen mit ranghohen Befehlshabern der Roten Armee in seinem Arbeitszimmer bereit, alle militärischen Bezirkshauptquartiere im Westen der Sowjetunion mit einem verschlüsselten Funkspruch zu warnen. »Im Laufe des 22. und 23. Juni 1941 sind plötzliche Übergriffe der Deutschen an den Frontabschnitten Leningrad, Baltische Sonderzone, Westliche Sonderzone, Sonderzone Kiew und Militärdistrikt Odessa möglich. Die Aufgabe unserer Streitkräfte ist es, sich auf keinerlei Provokationen einzulassen, die vielleicht zu größeren Komplikationen führen könnten. Gleichzeitig müssen sich die Truppen ... in voller Kampfbereitschaft befinden, um einem eventuellen Überraschungsschlag der Deutschen und ihrer Verbündeten begegnen zu können.«<sup>6</sup> Das Marine-Oberkommando und einige Befehlshaber der Roten Armee hatten Stalins Weisungen gegen die Mobilisierung stillschweigend ignoriert. Aber für viele Einheiten kam dieser warnende Befehl, dessen Erteilung nicht vor Mitternacht erfolgte, zu spät.

Im Laufe des Abends und der Nacht hatte Bereschkow in Berlin jede Hoffnung aufgegeben, zu Ribbentrops Büro durchzudringen. Jedoch gegen drei Uhr früh klingelte plötzlich das Telefon neben ihm, und eine unbekannte Stimme verkündete: »Herr Reichsminister von Ribbentrop wünscht sowjetische Vertreter bei sich im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße zu sprechen.«<sup>7</sup> Bereschkow erwiderte, er benötige einige Zeit, um den Botschafter zu wecken und einen Wagen zu besorgen. Die Antwort darauf lautete: »Der Wagen des Herrn Reichsministers ist schon bei Ihrer Botschaft vorgefahren. Der Herr Minister erwartet die sowjetischen Vertreter sofort.«

Vor der Botschaft entdeckten Dekanosow und Bereschkow sogleich die schwarze Limousine, die am Bordstein wartete. Neben der Tür stand ein Beamter des Außenministeriums in voller Uniform, während neben dem Fahrer ein SS-Offizier sitzen geblieben war. Als sie losfuhren, bemerkte Bereschkow, daß hinter dem Brandenburger Tor die Dämmerung bereits einen rötlichen Schein am Himmel über den Bäumen des Tiergartens verbreitete. All dies geschah am Morgen der Sommersonnenwende.

In der Wilhelmstraße sahen sie vor dem Auswärtigen Amt eine Menschenmenge stehen. Der Eingang mit seinem schmiedeeisernen Vordach war von den Kamerascheinwerfern der Wochenschaureporter erhellt. Pressefotografen umringten die beiden Diplomaten und blendeten sie einen Augenblick lang mit den Blitzlichtern ihrer Kameras. Dieser unerwartete Empfang ließ Bereschkow das Schlimmste befürchten. Aber Dekanosow schien weiterhin unerschütterlich davon überzeugt, daß sich Deutschland und die UdSSR immer noch im Frieden miteinander befänden.

Der sowjetische Botschafter, »kaum 1,60 Meter groß, mit einer kleinen Schnablnase und wenigen Strähnen schwarzen Haares, die über seine Glatze gelegt waren«<sup>8</sup>, war keine beeindruckende Gestalt. Als Hitler ihn zum ersten Mal empfing, hatte er ihn von zwei seiner längsten SS-Offiziere flankieren lassen, um den Kontrast hervorzuheben. Aber der kleine Georgier durfte nicht unterschätzt werden. Wegen seines brutalen Vorgehens im Kaukasus nach dem russischen Bürgerkrieg war er als der »Henker von Baku« bekannt geworden. Auch in der Berliner Botschaft hatte er im Keller eine Folterzelle und eine Hinrichtungskammer einrichten lassen, in denen mit angeblichen Verrätern an der Sowjetgemeinschaft kurzer Prozeß gemacht wurde.

Während Ribbentrop auf die Ankunft der Sowjets wartete, ging er in sei-

nem Raum wie »ein Tier im Käfig« auf und ab. Von seinem »staatsmännischen Gehabe, das er sich für wichtige Gelegenheiten aufsparte«, war kaum etwas zu bemerken.

»Der Führer handelt absolut richtig, wenn er Rußland jetzt angreift«, wiederholte er immer wieder zu sich selbst, als wollte er sich auf diese Weise davon überzeugen. »Die Russen würden uns ganz sicher ihrerseits angreifen, wenn wir ihnen nicht zuvorkämen.«<sup>9</sup> Seine Untergebenen waren davon überzeugt, daß er die Aussicht nicht ertragen konnte, das zu zerstören, was er für seine bedeutendste Leistung hielt: den Hitler-Stalin-Pakt. Möglicherweise hatte er auch bereits begonnen, Hitlers niederträchtiges Spiel zu durchschauen, welches als größte Katastrophe der Geschichte enden konnte.

Die beiden Sowjetvertreter wurden in das große Büro des Reichsaußenministers geleitet. Über eine weitläufige Parkettfläche schritten sie zum Schreibtisch am entgegengesetzten Ende des Raumes, an dessen Wänden kleine Bronzefiguren aufgereiht waren. Als sie sich Ribbentrop näherten, fiel Bereschkow dessen Aussehen auf: »Sein Gesicht war puterrot und gedunsen, die Augen waren trübe, entzündet und glasisg.«<sup>10</sup> Er fragte sich, ob der Minister wohl dem Alkohol zugesprochen habe.

Nach einem höchst flüchtigen Händedruck führte Ribbentrop die Besucher zu einem Tisch an einer Seite des Raumes, an dem sie Platz nahmen. Dekanosow begann mit der Verlesung einer Stellungnahme, in der von der deutschen Regierung nochmalige Garantien verlangt wurden, aber Ribbentrop unterbrach ihn mit der Bemerkung, man habe sie aus ganz anderen Gründen ins Auswärtige Amt bestellt. Dann mühte er sich stotternd durch einen Text, der nicht weniger als eine Kriegserklärung bedeutete, obwohl dieses Wort an keiner Stelle fiel: »Die feindselige Haltung der Sowjetregierung gegenüber Deutschland und die ernsthafte Bedrohung durch russische Truppenkonzentrationen an der deutschen Ostgrenze haben das Reich gezwungen, militärische Gegenmaßnahmen zu ergreifen.«<sup>11</sup> Ribbentrop wiederholte sich mehrfach und beschuldigte die Sowjetunion verschiedener Vergehen, insbesondere der Verletzung deutschen Territoriums durch das Militär. Plötzlich begriff Bereschkow, daß die Wehrmacht bereits mit ihrem Angriff begonnen haben mußte. Der Minister stand schließlich abrupt auf. Er überreichte dem Botschafter Stalins, dem es die Sprache verschlagen hatte, den vollen Text von Hitlers Memorandum: »Der Führer hat



mich beauftragt, Sie offiziell von dieser Verteidigungsmaßnahme in Kenntnis zu setzen.«<sup>12</sup>

Nun erhob sich auch Dekanosow. Er reichte kaum bis an Ribbentrops Schulter. Die ganze Tragweite dessen, was er soeben gehört hatte, war auch ihm endlich klargeworden: »Das ist ein frecher, durch nichts herausgeforderter Überfall. Sie werden diesen räuberischen Überfall auf die Sowjetunion noch bereuen. Sie werden das teuer bezahlen!«<sup>13</sup> Er wandte sich ab und ging, gefolgt von Bereschkow, auf die Tür zu. Zum Erstaunen der beiden Diplomaten eilte Ribbentrop ihnen nach. »Sagen Sie in Moskau«, flüsterte er drängend, »daß ich gegen diesen Angriff war.«

Es war bereits taghell, als Dekanosow und Bereschkow für die kurze Rückfahrt zur sowjetischen Botschaft in die Limousine stiegen. Auf der Straße Unter den Linden stellten sie fest, daß eine SS-Abteilung das Gebäude bereits umstellt hatte. Botschaftsangehörige, die auf ihre Rückkehr gewartet hatten, berichteten ihnen, daß sämtliche Telefonverbindungen unterbrochen worden waren. Sie stellten das Radio auf einen russischen Sender ein. Die Moskauer Zeit ging der deutschen Sommerzeit um eine Stunde voraus, daher war es dort jetzt sechs Uhr am Sonntag morgen, dem 22. Juni. Zu ihrer Überraschung und zu ihrem Entsetzen war in den Nachrichten, die sie hörten, von wachsenden Produktionszahlen in der sowjetischen Industrie und Landwirtschaft die Rede. Dann folgte eine Gymnastiksendung. Der deutsche Angriff wurde überhaupt nicht erwähnt. Die höheren Offiziere des NKWD und vom militärischen Nachrichtendienst GRU in der Botschaft begaben sich sofort ins Obergeschoß in einen speziellen Bereich, der versiegelt sowie mit einer Panzertür und Stahlrolläden versehen war. Geheimdokumente wurden in besondere, solche Materialien schnell verbrennende Öfen gestopft, die für den Notfall hier installiert waren.

In der sowjetischen Hauptstadt war die Luftverteidigung bereits alarmiert. Aber die Masse der Bevölkerung hatte immer noch keine Vorstellung von dem, was ihr bevorstand. Angehörige der Nomenklatura, die in ihre Büros befohlen worden waren, fühlten sich durch den Mangel an Führung gleichsam paralysiert. Stalin hatte noch nicht gesprochen. Man war sich nicht im klaren darüber, ob es sich lediglich um eine »Provokation« durch die Deutschen oder um einen uneingeschränkten Krieg handelte, da keiner wußte,

was an der Front geschah. Die Nachrichtenverbindungen waren infolge des feindlichen Ansturms fast völlig zusammengebrochen.

Die Hoffnungen selbst der größten Optimisten im Kreml schwanden zusehends. Um 3.15 Uhr bestätigte der Oberbefehlshaber der Schwarzmeerflotte die Tatsache eines deutschen Bombenangriffs auf die Marinebasis von Sewastopol. Georgij Malenkow, einer der engsten Mitarbeiter Stalins, weigerte sich, den Worten von Admiral Nikolaj Kusnezow zu glauben, und überprüfte mittels diskreter Telefongespräche, ob es sich bei dieser Meldung nicht um einen Trick höherer Offiziere handelte, die den Parteisekretär zu einer bestimmten Handlungsweise zwingen wollten. Um halb sechs – zwei Stunden nach Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion – hatte Schulenburg die Kriegserklärung des nationalsozialistischen Deutschland an Molotow überreicht. Wie einer der Anwesenden bezeugt, hatte der alte Botschafter mit Tränen des Zorns in den Augen gesprochen und hinzugefügt, er sei persönlich davon überzeugt, daß Hitlers Entscheidung ein Wahnsinn sei. Molotow war dann in Stalins Büro geeilt, wo sich das Politbüro versammelt hatte. Als Stalin die Nachricht vernahm, soll er in seinem Stuhl zusammengesunken sein und nichts gesagt haben. Seine mehrfachen, geradezu zwanghaften Fehlkalkulationen boten reichlich Stoff für kritische Überlegungen. Ein Diktator, dessen Machtstellung vor allem auf Skrupellosigkeit und feiger Brutalität basierte, sah sich nunmehr mit einer Situation konfrontiert, die er größtenteils selbst heraufbeschworen hatte.

Die Nachrichten von der Front waren während der nächsten paar Tage derart niederschmetternd, daß Stalin Berija und Molotow zu einem Geheimgespräch zu sich bat. Sollte man Frieden mit Hitler um jeden Preis und angesichts jeder Erniedrigung schließen, vergleichbar dem Abkommen von Brest-Litowsk im Jahre 1918? Man könnte ja den größten Teil der Ukraine, Weißrußlands und der baltischen Staaten aufgeben. Später wurde der bulgarische Botschafter Iwan Stamenow in den Kreml bestellt. Molotow fragte ihn, ob er als Vermittler tätig werden wolle, aber zur Überraschung der Anwesenden weigerte sich der Diplomat mit den Worten: »Selbst wenn Sie sich bis zum Ural zurückziehen, werden Sie schließlich am Ende doch Sieger sein.«<sup>14</sup>

Die große Mehrheit der Bevölkerung im sowjetischen Hinterland ahnte noch nichts von der Katastrophe, die über ihr Land hereingebrochen war.

Wie es sich für einen Tag der Arbeitsruhe gehörte, lag das Zentrum von Moskau menschenleer da. Admiral Kusnezow, der Chef des Admiralstabs, grübelte in seinem Wagen auf dem Weg zum Kreml über das friedliche Bild nach. Die Bevölkerung der Hauptstadt »wußte noch nicht, daß an den Grenzen ein Feuer entflammt war und daß unsere vorgeschobenen Einheiten in heftige Kämpfe verwickelt waren«.

Schließlich ertönte am Mittag des 22. Juni die Stimme Molotows – und nicht diejenige Stalins – aus dem Radio. »Heute um vier Uhr früh haben deutsche Truppen, ohne irgendwelche Forderungen an die Sowjetunion zu stellen und ohne Kriegserklärung, unser Land angegriffen.« Seine Ansprache enthielt kaum Einzelheiten. »Wir vertreten eine gerechte Sache«, schloß er unbeholfen. »Der Feind wird geschlagen werden. Wir werden siegen.«

Molotows Wortwahl war nicht im geringsten aufmunternd und seine Vortragsweise hölzern, dennoch löste diese Rede in der gesamten Sowjetunion eine ungeheure Reaktion aus. Die Stadt Stalingrad an der Wolga mochte zwar fern der aktuellen Kämpfe gelegen haben, gleichwohl verfehlten auch dort Molotows Worte nicht ihre Wirkung. »Es war so, als sei eine Bombe vom Himmel gefallen, es war ein unglaublicher Schock«, erinnerte sich eine damalige Studentin.<sup>15</sup> Sie meldete sich sogleich freiwillig als Krankenschwester. Ihre Freunde, insbesondere die Mitglieder des kommunistischen Jugendverbandes Komsomol, begannen mit Sammlungen für die Kriegsanstrengungen. Die Reservisten warteten gar nicht erst auf ihre Mobilisierungsbefehle, sondern fanden sich sofort bei den entsprechenden Stellen ein. Nach Molotows Rede war noch keine halbe Stunde vergangen, als sich der Reservist Viktor Goncharow von seiner Wohnung ins Stadtzentrum aufmachte; begleitet wurde er dabei von seinem alten Vater, von dem er annahm, daß er mitkäme, um ihm Lebewohl zu sagen. Seine Frau, die außerhalb von Stalingrad im Straßenbahndepot arbeitete, konnte nicht heimkommen, um Abschied zunehmen. Er hatte keine Ahnung, daß sein Vater, ein 81jähriger Kosake, der »in vier Kriegen gekämpft« hatte, beabsichtigte, sich ebenfalls als Freiwilliger zu melden.<sup>16</sup> Doch der alte Goncharow mußte sich wütend fügen, als er von der zentralen Erfassungsstelle zurückgewiesen wurde.

In der Technischen Universität von Stalingrad, die in der Nähe der riesigen Traktorenfabrik der Stadt lag, befestigten die Studenten eine große Landkarte an der Wand, um mit kleinen Fähnchen das Vordringen der Ro-

ten Armee nach Deutschland hinein zu markieren. »Wir dachten«, berichtete eine von ihnen, daß wir den Feind mit einem gewaltigen Entscheidungsschlag vernichten würden.«<sup>17</sup> Zahllose Wochenschauberichte über die Panzerproduktion und die Fortschritte der Luftfahrttechnik hatten diesen jungen Menschen ein Bild von der ungeheuren industriellen und militärischen Stärke der Sowjetunion vorgegaukelt.

Szenarien dieser Art hatten sich in einem Land als doppelt eindrucksvoll erwiesen, das noch wenige Jahre zuvor auf technologischem Gebiet erhebliche Mängel verzeichnete. Darüber hinaus erweckte die innenpolitische Allmacht des stalinistischen Systems bei der Bevölkerung den Eindruck der Unerschütterlichkeit. »Die Propaganda fiel auf einen gut vorbereiteten Boden«, gab ein anderer der Stalingrader Studenten zu. »Wir besaßen alle diese Vorstellung von einem machtvollen Sowjetstaat und daher von der Unbesiegbarkeit des Landes.«<sup>18</sup> Keiner von diesen jungen Leuten konnte sich das Schicksal vorstellen, das der Sowjetunion bevorstand. Und noch viel weniger vermochte man sich das auszumalen, was die Musterstadt Stalingrad mit ihren Schwermaschinenwerken, Parks, hohen, weißen Wohnblocks, welche die Ufer der breiten Wolga säumten, erwartete.

## 2.

### *»Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich!«<sup>1</sup>*

Während jener Nacht vom 21. auf den 22. Juni konnten die Diplomaten in Berlin und Moskau nur vermuten, was an der Grenze, die zwischen ihnen lag, geschah. Niemals zuvor waren Außenministerien so überflüssig gewesen. Etwa 3 050 000 deutsche Soldaten, zusammen mit Angehörigen verbündeter Armeen auf seiten der Achsenmächte insgesamt sogar vier Millionen Kämpfer, warteten von Finnland bis zum Schwarzen Meer auf den Angriff gegen die Sowjetunion. »Wenn Barbarossa steigt, wird die Welt den Atem anhalten!« hatte Hitler einige Monate zuvor bei einer Lagebesprechung verkündet. Das Endziel sei die »Abschirmung gegen das asiatische Rußland auf der allgemeinen Linie Wolga–Archangelsk«.<sup>2</sup> Der letzte Industriebezirk, über den Rußland dann im Ural überhaupt noch verfügen werde, könne von der Luftwaffe zerstört werden.

Es war die kürzeste Nacht des Jahres. Die vielen hunderttausend Soldaten, die sich in den Birken- und Föhrenwäldern Ostpreußens und des besetzten Polen versteckt hielten, hatten den Befehl erhalten, strikte Funkstille zu bewahren. Artillerieregimenter, die Wochen zuvor in den östlichen Grenzgebieten eingetroffen waren – angeblich um sich für Manöver vorzubereiten –, waren für ihre Aufgabe gut gerüstet. In Ostpreußen hatten Artilleristen, die von der lokalen Zivilbevölkerung ausgeliehene alte Garderobe trugen, auf landwirtschaftlichen Fahrzeugen für den Nachschub an Munition gesorgt und die Granaten in der Nähe von bereits ausgewählten Feuerstellungen versteckt. Die meisten Soldaten glaubten den Gerüchten, daß diese Übung Teil eines riesigen Ablenkungsmanövers sei, das die Vorbereitungen für den Angriff auf England verschleiern sollte.

Doch die Formulierung der Befehle, die mit Einbruch der Dunkelheit erteilt wurden, ließ jegliche Illusion wie eine Seifenblase platzen. Die Geschütze wurden nun enttarnt oder aus ihren Verstecken in Scheunen und

Schuppen herausgeschleppt, an Pferdegespanne, Schützenpanzerwagen oder an Artilleriezugmaschinen mit abgeblendeten Frontscheinwerfern gehängt und in ihre Feuerpositionen gezogen. Die Artilleriebeobachter gingen mit der Infanterie nach vorn, bis sie nur noch ein paar hundert Meter von den Stellungen der sowjetischen Grenzwachen entfernt waren.

Einige Offiziere in Divisionen der zweiten Welle tranken einander mit edlem Champagner oder Cognac aus dem besetzten Frankreich zu und stießen auf den Erfolg der bevorstehenden Operation an. Ein paar von ihnen blättern noch einmal in den Memoiren des Generals Armand de Caulaincourt nach, zu dem Napoleon am Vorabend seines Angriffs auf Rußland im Jahre 1812 gesagt hatte: »*Avant deux mois, la Russie me demandera la paix*« – daß Rußland den französischen Kaiser spätestens nach zwei Monaten um Frieden bitten werde. Manche, die sich das vorzustellen versuchten, was ihnen nun bevorstand, widmeten sich jener Broschüre mit russischen Redewendungen, die Dekanosows Boschaft mit so wenig Wirkung nach Moskau geschickt hatte. Andere lasen auch in der Bibel.

Die Soldaten hatten in ihren gutgetarnten Lagern Feuer entzündet, um die Stechmücken fernzuhalten. Akkordeonspieler stimmten sentimentale Lieder an. Während einige wenige sangen, ließen andere ihre Gedanken schweifen. Manche fürchteten sich davor, die Grenzen zu dem unbekanntem Land zu überschreiten, über das sie nur schreckliche Dinge gehört hatten. Offiziere hatten sie darauf hingewiesen, daß sie beim Schlafen in russischen Häusern von Insekten geplagt und sich Krankheiten zuziehen könnten. Manche machten sich jedoch über jene Kameraden lustig, die sich als Vorsichtsmaßnahme gegen Läusebefall ihr gesamtes Haar abschneiden lassen wollten. Jedenfalls glaubten die meisten von ihnen ihren Offizieren, wenn diese behaupteten, es bestehe keine Notwendigkeit, sich wegen Winterquartieren Sorgen zu machen. In der 24. Panzerdivision beispielsweise soll Hauptmann von Rosenbach-Lepinski seinem Kradfahrer-Aufklärungsbataillon gesagt haben: »Der Krieg gegen Rußland wird nur vier Wochen dauern.«<sup>3</sup>

Solcherlei Vertrauen war in vielfacher Hinsicht verständlich. Selbst ausländische Nachrichtendienste erwarteten den Zusammenbruch der Roten Armee. Die Wehrmacht hatte die größte Angriffstreitmacht versammelt, die es je gab. Sie umfaßte 3350 Panzer, ungefähr 7000 Feldgeschütze und über 2000 Flugzeuge. Das deutsche Heer hatte seine motorisierten

Transportkapazitäten mittels erbeuteter französischer Armeefahrzeuge erhöht; so kamen beispielsweise 70 Prozent der Lastwagen der 305. Infanteriedivision<sup>4</sup>, eines jener Verbände, die im folgenden Jahr in Stalingrad vernichtet werden sollten, aus Frankreich. Doch die Wehrmacht war, obwohl wegen ihrer Blitzkriegführung berühmt, auch auf über 600 000 Pferde angewiesen, die vor Geschütze, Sanitäts- und Versorgungsfahrzeuge gespannt wurden. Da sich die große Mehrheit der Infanteriedivisionen zu Fuß fortbewegen mußte, war es unwahrscheinlich, daß das Gesamttempo des Angriffs bedeutend schneller sein würde als jenes von Napoleons Grande Armée im Jahre 1812.

Die Stimmungslage innerhalb des Offizierskorps schwankte zwischen Zuversicht und Skepsis. »Unser Optimismus war gewaltig nach den leichten Siegen in Polen, in Frankreich und auf dem Balkan«<sup>5</sup>, erinnerte sich der Chef der ersten Panzerkompanie, die 14 Monate später bei Stalingrad die Wolga erreichen sollte. Aber als einer von jenen, welche die Erinnerungen von Caulaincourt gelesen hatten, verspürte er »unangenehme Gefühle angesichts des enormen russischen Raumes«. Das Jahr schien außerdem schon recht weit fortgeschritten, »um einen derart anspruchsvollen Feldzug zu beginnen«. Das »Unternehmen Barbarossa« hätte planmäßig am 15. Mai anlaufen sollen. Die Verzögerung um über fünf Wochen, die häufig einzig und allein auf Hitlers Balkanfeldzug zurückgeführt wird, war in Wirklichkeit von vielen anderen Faktoren beeinflusst, darunter den außerordentlich heftigen Regenfällen im Frühjahr, der Unfähigkeit der Luftwaffe, rechtzeitig vorgeschobene Flugplätze einzurichten, und der Verteilung der motorisierten Transportkapazitäten auf die Divisionen.

An jenem Abend wurden die Regimentsoffiziere mit gewissen »Sonderweisungen«, konfrontiert, die den bevorstehenden Feldzug betrafen. Dazu zählten »kollektive Zwangsmaßnahmen gegen Dörfer« in solchen Gegenden, wo Partisanen vermutet wurden, und der sogenannte »Kommissarbefehl«. Sowjetische Politoffiziere, Juden und Partisanen waren der SS oder der Geheimen Feldpolizei zu überstellen. Die meisten Stabsoffiziere und gewiß alle Nachrichtenoffiziere erfuhren nun von Feldmarschall von Brauchitschs Befehl vom 28. April, in der die Grundregeln für die Beziehungen zwischen den Wehrmachtbefehlshabern, den SS-Sonderkommandos und der Geheimen Feldpolizei in den rückwärtigen Gebieten geregelt waren.<sup>6</sup> Schließlich sprach ein von Feldmarschall Keitel am 13. Mai unterzeichne-

ter Erlaß über die Regelung der Gerichtsbarkeit den russischen Zivilisten jegliche Einspruchsrechte ab und die Soldaten pauschal von Schuld frei im Hinblick auf Verbrechen, die sie gegen jene begingen, ob es sich nun um Mord, Vergewaltigung oder Plünderung handelte.<sup>7</sup>

Als Leutnant Alexander von Stahlberg unter vier Augen von seinem Cousin Henning von Tresckow, der später zu den führenden Verschwörern des 20. Juli 1944 gehören sollte, vor dem »Kommissarbefehl« gewarnt wurde, rief er aus: »Das wäre ja Mord!«<sup>8</sup>

»Genauso lautet der Befehl«, bestätigte Tresckow. Dann fragte Stahlberg, von wem der Befehl erteilt worden sei. »Von dem Mann, dem du einen Eid geschworen hast«, antwortete sein Cousin. »Und wie ich es ebenfalls getan habe«, fügte er mit durchdringendem Blick hinzu.

Eine Anzahl von Kommandeuren weigerte sich, derartige Instruktionen anzuerkennen oder weiterzugeben. Dabei handelte es sich im allgemeinen um jene, welche sich auf soldatische Traditionen beriefen und die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstanden. Viele, aber doch nicht alle von ihnen entstammten Offiziersfamilien, die jetzt nur noch einen sich rasch verringernden Anteil am Offizierskorps stellten. Die Generäle hatten am wenigsten Gründe, sich auf ihren Eid und Befehlsgehorsam zu berufen. Über 200 höhere Offiziere waren Zeugen von Hitlers Ansprache gewesen, bei der er keinen Zweifel im Hinblick auf den bevorstehenden Krieg gelassen hatte. Es handelte sich demnach um einen »Kampf der Weltanschauungen und rassischen Gegensätze«, um eine »Vernichtungsschlacht« gegen »bolschewistische Kommissare und die kommunistische Intelligenzija«.<sup>9</sup>

Die Wahnidee des »Rassenkampfs« verlieh dem Rußlandfeldzug seine beispiellosen Besonderheiten. Viele Historiker argumentieren heutzutage, die nationalsozialistische Propaganda habe den sowjetischen Gegner in den Augen der Wehrmacht so wirksam als untermenschlich dargestellt, daß sie vom Beginn des Angriffs an moralisch gelähmt war. Das wohl größte Maß an erfolgreicher Indoktrination zeigte sich an der fast kaum vorhandenen Opposition innerhalb der Wehrmacht gegen Massenhinrichtungen von Juden, deren Ermordung bewußt unter dem Vorwand von Sicherheitsmaßnahmen gegen Partisanen im Rücken der Front angeordnet wurde. Zahlreiche Offiziere nahmen zwar Anstoß an der Mißachtung des Völkerrechts durch die Wehrmacht an der Ostfront, aber nur eine verschwindende Minderheit brachte ihren Abscheu vor den Massakern zum Ausdruck, selbst



dann noch, als deutlich wurde, daß diese Untaten Teil eines Projekts russischer Ausrottung waren.

Das Maß an angeblicher Uninformiertheit, das viele Offiziere, insbesondere Stabsangehörige, nach dem Krieg für sich in Anspruch nahmen, erscheint kaum begreiflich im Lichte all des Beweismaterials, das sich inzwischen aus den von ihnen selbst angelegten Akten ergeben hat. So arbeitete beispielsweise das Hauptquartier der Sechsten Armee beinahe auf dem gesamten Vormarsch von der Westgrenze der Ukraine bis nach Stalingrad mit dem SS-Sonderkommando 4a zusammen, das im Rücken dieser Verbände sein Unwesen trieb. Und die Stabsoffiziere waren sich der Aktivitäten dieser SS-Einheit nicht nur sehr wohl bewußt, sondern sie stellten auch Einheiten zur Verfügung, die dabei halfen, Juden in Kiew zusammenzutreiben und sie in die Todesschlucht von Babij Jar zu transportieren.

Im nachhinein besonders schwer einzuschätzen ist das Ausmaß von anfänglicher Ignoranz auf Regimentsebene über das wirkliche Programm, in dem das systematische Verhungernlassen die grausamste Waffe darzustellen schien. Nur wenige Offiziere bekamen die Weisung vom 23. Mai zu Gesicht, in der die deutschen Wehrmachtseinheiten im Osten aufgefordert wurden, alles, was sie für ihren Bedarf benötigten, zu beschlagnahmen und darüber hinaus mindestens sieben Millionen Tonnen Getreide jährlich heim nach Deutschland zu schicken; doch war es wohl nicht schwer, die Grundtendenz dieses Dokuments zu erkennen, da es die Aufforderung enthielt, sich »aus dem Lande« zu ernähren. Die NS-Führung hatte keine Illusionen über die Konsequenzen für die Zivilisten, wenn man diesen die Ressourcen der Ukraine fortnahm. »Viele zehn Millionen werden sterben«, sagte Martin Bormann voraus.<sup>10</sup> Göring prahlte, die Bevölkerung werde eben Kosakensättel essen müssen.

Als die illegalen Befehle zum Fall Barbarossa im März 1941 vorbereitet wurden, trug General Franz Halder, der Generalstabschef, die Hauptverantwortung dafür, daß das Heer die kollektiven Vergeltungsmaßnahmen gegen Zivilisten akzeptierte. Bereits in der ersten Aprilwoche 1941 bekamen zwei Gegner des Regimes, der frühere Botschafter Ulrich von Hassell und General Ludwig Beck, durch Oberstleutnant Helmut Groscurth, der bald nach der Kapitulation von Stalingrad den Tod finden sollte, Kopien dieser geheimen Befehle zu sehen. Am 4. Mai 1941 notierte Ulrich von Hassell in seinem Tagebuch über das, was er am 8. April im Hause von Beck erfahren

hatte: »Es stiegen einem die Haare zu Berge, was urkundlich belegt mitgeteilt wurde, über die den Truppen erteilten, von Halder unterschriebenen Befehle, betreffend das Vorgehen in Rußland und über die systematische Umwandlung der Militärjustiz gegenüber der Bevölkerung in eine unkontrollierte, auf jedes Gesetz ulkende Karikatur. Es wird da der Deutsche bewußt zum Boche, das heißt zu einem Menschentyp erzogen, der bisher nur in der feindlichen Propaganda existierte.«<sup>11</sup> Am 16. Juni kam er dann auf dieses Thema zurück: »Brauchitsch und Halder haben sich nun bereits auf das Hitlersche Manöver eingelassen, das Odium der Mordbrennerei von der bisher allein belasteten SS auf das Heer zu übertragen.«

Hassells Pessimismus war gerechtfertigt. Während einige wenige Befehlshaber der Wehrmacht zögerten, diese Befehle weiterzugeben, gaben verschiedene andere Befehle an ihre Truppen, die direkt aus dem Büro von Goebbels hätten kommen können. Der berüchtigtste Befehl dieser Art kam vom Befehlshaber der Sechsten Armee, Feldmarschall von Reichenau. General Hermann Hoth, der die Vierte Panzerarmee in der Stalingradkampagne befehligen sollte, erklärte: »Die Auslöschung eben der Juden, die den Bolschewismus und seine Mordorganisation, die Partisanen, unterstützen, stellt eine Maßnahme des Selbstschutzes dar.«<sup>12</sup> General Erich von Manstein, ein Offizier, der aus der preußischen Garde hervorgegangen war, als der brillianteste Strategie des Zweiten Weltkriegs bewundert wurde und im Privatgespräch seine teilweise jüdische Herkunft zugab, erteilte kurz nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Elften Armee einen Befehl, in dem er erklärte: »Das jüdisch-bolschewistische System muß ein für allemal ausgerottet werden. Nie wieder darf es in unseren europäischen Lebensraum eingreifen.«<sup>13</sup> Im folgenden rechtfertigte er dann sogar »die Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum«. In seinen Nachkriegsmemoiren »*Verlorene Siege*« wurde darauf kaum eingegangen.

Die Akzeptanz nationalsozialistischer Symbole an den Wehrmachtuniformen und der persönliche Treueid auf Hitler hatten jeden Anschein beseitigt, demzufolge die Wehrmacht der Politik fernstand. »Mit dieser Einstellung folgte die Generalität Hitler«, gab Generalfeldmarschall Paulus viele Jahre später in sowjetischer Gefangenschaft zu, »und damit verstrickte sie sich auch in die Auswirkungen seiner Politik und Kriegsführung.«<sup>14</sup>

Trotz aller nationalsozialistischen Versuche zur Umgestaltung der Wehrmacht war diese auf Truppenebene im Juni 1941 nicht so monolithisch, wie es einige Autoren meinen. Die Wesensunterschiede zwischen einer bayerischen, einer ostpreußischen, einer sächsischen und vor allem einer österreichischen Division waren sofort bemerkbar. Selbst innerhalb einer Division, die aus einer bestimmten Gegend stammte, konnte es starke Gegensätze geben. So kamen beispielsweise in der 60. Infanteriedivision (mot.), die später bei Stalingrad in die Falle geriet, viele junge Offiziere ihrer Freiwilligenbataillone von der Technischen Hochschule in Danzig und waren von der hitzigen Atmosphäre geprägt, die bei der Rückkehr der Stadt ins »Vaterland« herrschte: »Nationalsozialismus war für uns kein Parteiprogramm, sondern Deutschtum«, schrieb einer von ihnen.<sup>15</sup> Auf der anderen Seite kamen die Offiziere der 160. Aufklärungsabteilung derselben Division hauptsächlich aus ostpreußischen Großgrundbesitzerfamilien. Zu ihnen zählte der Fürst zu Dohna-Schlobitten, der 1918 im kaiserlichen Garde-du-Corps in der Ukraine gedient hatte.

Die 16. Panzerdivision war fest in der Tradition der alten preußischen Armee verankert. Ihr 2. Panzerregiment, das sich im folgenden Sommer am der Spitze des Vorstoßes gegen Stalingrad bewegen sollte, war der Nachfolger des ältesten preußischen Kavallerieregiments, des »Leibkürassierregiments Großer Kurfürst«. Dem Regiment gehörten so zahlreiche Angehörige des Hochadels an, daß nur wenige von ihnen mit ihrem militärischen Rang angesprochen wurden. So erinnerte sich einer seiner Panzersoldaten: »Anstatt Herr Hauptmann oder Herr Leutnant hieß es hier Herr Fürst oder Herr Graf.«<sup>16</sup> Das Regiment hatte in Polen und im Frankreichfeldzug so geringe Verluste gehabt, daß seine aus Friedenszeiten stammende Identität davon buchstäblich nicht tangiert worden war.

Traditionen, die aus einem früheren Zeitalter stammten, stellten einen Vorteil dar. »Innerhalb des Regiments«, so bemerkte ein Offizier aus einer anderen Panzerdivision, »war es nicht gefährlich, offen zu reden. Niemand in Berlin konnte so wie wir Witze über Hitler machen.«<sup>17</sup> Offiziersverschwörer im Generalstab konnten selbst mit nichtbeteiligten Generälen über die Entmachtung Hitlers sprechen, ohne das Risiko einzugehen, bei der Gestapo denunziert zu werden. Dr. Alois Beck, der katholische Kriegspfarrer der 297. Infanteriedivision, war überzeugt, »daß von den drei Wehrmachtsteilen Heer – Luftwaffe – Marine das Heer am wenigsten von der

NS-Ideologie infiziert war«. <sup>18</sup> In der Luftwaffe schwiegen jene, die das Regime nicht schätzten. »Man konnte damals überhaupt keinem Deutschen trauen«<sup>19</sup>, sagte ein Leutnant der 9. Flakdivision, der bei Stalingrad in Gefangenschaft geriet. Er wagte nur mit einem einzigen anderen Offizier offen zu reden, der einmal im Privatgespräch zugegeben hatte, daß die Nationalsozialisten einen seiner Vettern ermordet hätten, der geisteskrank war.

Ein Historiker hat dargelegt, daß, obwohl man die Wehrmacht nicht für ein homogenes Gebilde halten dürfe<sup>20</sup>, die Frage nach dem Ausmaß, in dem ihre verschiedenen Elemente »an einem Ausrottungskrieg gegen die Sowjetunion teilzunehmen bereit waren, ob es sich dabei nun um einen antirussischen, einen antibolschewistischen oder einen antijüdischen Kreuzzug handelte, weist auf ein Forschungsfeld hin, auf dem noch vieles zu tun bleibt«. Fürst Dohna von der 60. Infanteriedivision (mot.) war »schockiert von meiner eigenen Gefühlskälte«, als er viele Jahre später wieder in seinem Tagebuch las. »Heute erscheint es mir unverständlich, daß ich mich widerstandslos in diese Gigantomanie einspannen ließ, deren Vergeblichkeit mir von Anfang an eigentlich deutlich war. Damals aber beherrschte uns das Gefühl, Teil einer ungeheuren Kriegsmaschine zu sein, die sich machtvoll nach Osten gegen den Bolschewismus wälzte.«<sup>21</sup>

Am 22. Juni um 3.15 Uhr deutscher Zeit setzten die ersten Trommelfeuer der Artillerie ein. Flußbrücken wurden besetzt, bevor die NKWD-Grenz-wachen reagierten. Deren Familien, die mit an den Grenzposten lebten, fanden ebenfalls den Tod. In einigen Fällen mußten zuvor Sprengladungen durch geräuschlos agierende Sonderkommandos beseitigt werden. Deutsche Kommandogruppen vom »Sonderverband Brandenburg« (benannt nach ihrem Standort in der Nähe Berlins) befanden sich schon im Rücken russischer Grenzeinheiten und kappten dort die Telefonleitungen. Und seit Ende April waren bereits kleine Gruppen von antikommunistischen russischen und ukrainischen Freiwilligen mit Funkgeräten eingesickert. Bereits am 29. April war Berija darüber informiert worden, daß man drei Gruppen von Spionen gefangen habe, als sie die Grenze mit Funkgeräten überschritten. Einige unter ihnen, die lebend in Gefangenschaft gerieten, waren »dem NKWD für weitere Befragungen übergeben worden«.<sup>22</sup>

Bei den ersten Anzeichen des Heraufdämmerns des 22. Juni am östlichen Horizont vor den Augen der Infanterie kletterten Vortrupps, die die Hindernisse im Wasser beseitigen sollten, in ihre Sturmboote. Viele Infanterieregimenter konnten, während sie die letzten paar hundert Meter zu ihren Ausgangslinien zurücklegten, die Wellen von Bombern und Jägern hören, die von hinten herankamen. Stukas mit Flügeln, die an jene von Möwen erinnerten, flogen in niedriger Höhe und befanden sich auf der Suche nach Panzerlagern, Stäben und Kommunikationszentren hinter den Linien.

Ein Pionieroffizier im Hauptquartier der Vierten Armee der sowjetischen Streitkräfte wurde vom Geräusch der vielen, vielen Flugzeugmotoren geweckt. Er erkannte dieses Geräusch vom Spanischen Bürgerkrieg her wieder, bei dem er als Berater tätig gewesen war. »Die Bomben fielen mit einem durchdringenden Kreischen«, berichtete er. »Das Gebäude der Hauptquartiers der Armee, das wir gerade verlassen hatten, war in Rauch und Staub gehüllt. Die mächtigen Detonationen zerrissen förmlich die Luft und ließen unsere Ohren dröhnen. Nun kam ein weiterer Flugzeugschwarm heran. Die deutschen Bomben prasselten wie selbstverständlich auf die nicht verteidigte militärische Anlage herab. Als der Angriff vorbei war, stiegen an vielen Stellen dicke schwarze Rauchsäulen hoch. Ein Teil des Stabsquartiers lag in Schutt und Asche. Irgendwo heulte eine schrille, hysterische Frauenstimme.«<sup>23</sup>

Der Hauptangriff der Luftwaffe richtete sich gegen die Fliegerregimenter der Roten Armee. Während der folgenden neun Stunden wurden 1200 sowjetische Flugzeuge durch Präventivschläge zerstört, die große Mehrheit von ihnen am Boden. Die Messerschmitt-Piloten konnten ihren Augen kaum trauen, als sie über den Flugplätzen auftauchten, die aufgrund von Aufklärungsfotos sofort erkennbar waren; sie erblickten dort Hunderte von feindlichen Flugzeugen, die säuberlich neben den Start- und Landebahnen aufgereiht waren. Gelang es aber diesen Flugzeugen, sich vom Boden zu erheben, oder kamen sie von weiter östlich gelegenen Flugplätzen her an, so erwiesen sie sich als leicht zu treffende Ziele. Einige Sowjetpiloten waren niemals in Luftkampftechnik ausgebildet worden, oder sie wußten, daß ihre veralteten Flugzeugmodelle ohne jede Chance waren, und sie nahmen daher sogar zum Rammen deutscher Flugzeuge Zuflucht. Ein Luftwaffengeneral beschrieb diese Luftkämpfe gegen unerfahrene Piloten als eine Art Kindermord.

Die Soldaten der Panzerdivisionen konnten angesichts der laufenden Motoren ihrer Panzer und Schützenpanzerwagen kaum etwas hören, es sei denn durch ihre Kopfhörer. Sie erhielten den Befehl vorzustößen, sobald die Infanterie die Brücken und Übergänge gesichert hatte. Die Aufgabe der Panzerverbände bestand darin, die feindlichen Linien zu durchbrechen und dann die Masse der gegnerischen Armee einzukreisen, sie also in einem Kessel gefangenzusetzen. Auf diese Weise beabsichtigte die Wehrmacht, die Kampfkraft der Roten Armee zu vernichten und dann buchstäblich ohne Widerstand auf ihre drei Hauptziele Leningrad, Moskau und die Ukraine vorzurücken.

Die Heeresgruppe Nord unter Generalfeldmarschall Ritter von Leeb war in erster Linie für den Vorstoß von Ostpreußen auf die baltischen Staaten, dann für die Sicherung der dortigen Häfen und schließlich für den weiteren Marsch auf Leningrad verantwortlich. Die Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall Fedor von Bock sollte der alten napoleonischen Route nach Moskau folgen, nachdem sie die Hauptkonzentration der Roten Armee auf ihrem Weg eingekesselt hatte. Brauchitsch und Halder waren jedoch höchst beunruhigt, als Hitler sich dafür entschied, diesen zentralen Stoß zu schwächen, um Operationen zu fördern, die sie als nebensächlich ansahen. Der »Führer« glaubte, wenn er einmal sich die landwirtschaftlichen Reichtümer der Ukraine und die kaukasischen Ölfelder gesichert hätte, wäre die Unbesiegbarkeit des Reiches garantiert. Die Heeresgruppe Süd unter Feldmarschall Gerd von Rundstedt, die bald auf ihrem rechten Flügel von einer kleinen ungarischen Armee und zwei rumänischen Armeen unterstützt wurde, hatte diese Aufgabe zu erfüllen. Der rumänische Diktator Marschall Ion Antonescu war höchst erfreut, als er zehn Tage vor Angriffsbeginn vom »Unternehmen Barbarossa« erfuhr. »Selbstverständlich werde ich von Anfang an dabei sein«, hatte er gemeint. »Wenn es um eine Aktion gegen die Slawen geht, können Sie stets auf Rumänien zählen.«<sup>24</sup>

Am Jahrestag der Proklamation Napoleons in seinem kaiserlichen Hauptquartier zu Wilkowsky gab Hitler eine lange Rechtfertigung des Zusammenbruchs der Beziehungen zur Sowjetunion heraus. Er stellte die Wahrheit auf den Kopf und behauptete, Deutschland sei von »rund 160 russischen Divisionen an unserer Grenze« bedroht gewesen.<sup>25</sup> Auf diese Weise begann er den »Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus«<sup>26</sup> mit einer schamlosen Lüge gegenüber seinem Volk und seinen eigenen Soldaten.

### 3.

*»Zerschlagt die Tür, und das gesamte verrottete Gebäude wird krachend zusammenstürzen!«*

Selten verfügte ein Angreifer über derartige Vorteile wie die Wehrmacht im Juni 1941. Die meisten Einheiten der Roten Armee und der Grenztruppen, denen man ja befohlen hatte, auf »Provokationen« nicht zu reagieren, wußten nicht, was sie tun sollten. Selbst nachdem die ultimative Stunde längst geschlagen hatte, hoffte Stalin immer noch verzweifelt auf eine letzte Versöhnungsmöglichkeit und zögerte, seinen Truppen ein Zurückschlagen zu gestatten. Ein Offizier, der das Büro von Generaloberst D. G. Pawlow, dem Oberbefehlshaber des Frontabschnitts Mitte, betrat, hörte, wie dieser in nervöser Verzweiflung ins Telefon brüllte, als ein weiterer Frontkommandeur von deutschen Aktivitäten an der Grenze berichtete: »Ich weiß das! Es ist bereits berichtet worden! Die da oben wissen besser Bescheid als wir!«<sup>1</sup>

Die drei Sowjetarmeen, die auf Stalins Befehl hin über das Grenzgebiet verteilt worden waren, hatten niemals eine Chance, und ihre weiter rückwärts liegenden Panzerbrigaden wurden durch Luftangriffe zerstört, bevor sie eine Gelegenheit zum Eingreifen erhielten. Die große, aus dem 18. Jahrhundert stammende Festung von Brest-Litowsk, jener Stadt, wo der Generalstab des Kaisers Lenin und Trotzki 1918 ein solch erniedrigendes Diktat auferlegt hatte, war in den ersten Stunden des Angriffs umzingelt worden. Zwei Panzergruppen der Heeresgruppe Mitte unter General Hoth und General Guderian schnitten im schnellen Tempo große Mengen von Sowjetstreitkräften ab. Innerhalb von fünf Tagen vereinigten sie ihre Kräfte wieder in der Nähe von Minsk, mehr als 300 Kilometer von der Grenze entfernt. Über 300 000 Soldaten der Roten Armee saßen nun in der Falle, und 2500 sowjetische Panzer waren zerstört oder erbeutet worden.

Im Norden drang die 4. Panzergruppe, die von Ostpreußen her kam, über den Njemen vor und brach mit Leichtigkeit durch die russischen Li-

nien. Fünf Tage später befand sich Mansteins LVI. Panzerkorps, das beinahe 80 Kilometer am Tage zurücklegte, schon annähernd auf halber Strecke nach Leningrad und hatte den Übergang über die Düna gesichert. Manstein schrieb später darüber, dieser »heftige Schlag« habe die »Erfüllung der Träume eines Panzerkommandanten« dargestellt.<sup>2</sup>

Die Luftwaffe fuhr inzwischen fort, die Fliegerverbände der Roten Armee zu vernichten. Am Ende des zweiten Kampftages hatte sie ihr Abschußergebnis auf 2000 zerstörte Flugzeuge erhöht. Die Sowjetunion konnte zwar neue Flugzeuge bauen und neue Piloten ausbilden, aber der »Kindermord« an ihrem Flugpersonal zu Beginn der Kämpfe untergrub für lange Zeit die Kampfmoral. »Unsere Piloten haben das Gefühl, daß sie bereits Leichen sind, wenn sie starten«<sup>3</sup>, gab 15 Monate später, Ende September 1942, auf dem Höhepunkt der Schlacht um Stalingrad ein Offizier einer Fliegerstaffel einem politischen Kommissar gegenüber zu: »Dies ist die Ursache der Verluste.«

Im Süden, wo die sowjetischen Streitkräfte am stärksten waren, stießen die Deutschen weniger schnell vor. General Kirponos war es gelungen, eine tief gestaffelte Verteidigung aufzubauen, statt seine Armeen bloß einfach entlang der Grenze aufzureihen. Aber obwohl seine Divisionen den Deutschen recht heftige Verluste beibrachten, waren ihre eigenen Verluste sehr viel größer. Kirponos hetzte seine Panzerverbände in die Schlacht, bevor sie effektiv ausschwärmen konnten. Am zweiten Tag des Krieges, dem 23. Juni, stieß die 1. Panzergruppe des Generals Ewald von Kleist auf sowjetische Divisionen, die mit den gewaltigen KV-Panzern ausgerüstet waren. Und zum ersten Mal wurden deutsche Panzerbesatzungen mit dem T-34-Panzer konfrontiert, dem besten Allzweckpanzer, der im Zweiten Weltkrieg entwickelt wurde.

Die Unterwerfung der Südfront zwischen den Pripjetsümpfen und den Karpaten dauerte weit länger als erwartet. Die Sechste Armee des Feldmarschalls von Reichenau wurde immer wieder von russischen Einheiten gestört, die in den waldreichen Sumpfgebieten zu ihrer Linken abgeschnitten waren. Reichenau verlangte, daß Gefangene, ganz gleich, ob sie noch Uniform trugen oder nicht, als Partisanen hingerichtet würden. Auch Einheiten der Roten Armee erschossen ihre deutschen Gefangenen; dies galt insbesondere für Luftwaffenpiloten, die mit dem Fallschirm abgesprungen waren. Es gab kaum Gelegenheiten, sie ins Hinterland zu schik-



UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Antony Beevor  
**Stalingrad**

Paperback, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
 ISBN: 978-3-570-55134-9

Pantheon

Erscheinungstermin: Dezember 2010

**Stalingrad – Grauen und Mythos**

Antony Beevor erzählt die Geschichte der Menschen von Stalingrad – der Soldaten und der Zivilbevölkerung. Ihn interessieren nicht so sehr Strategien und Kriegshandwerk, sondern Menschen, Schicksale, letzte Spuren jener Verdammten, die in Schlamm, Eis und Kugelhagel umkamen. Antony Beevor verwendet bisher unzugängliche Quellen: Berichte von Desertionen und Exekutionen, abgefangene deutsche Dokumente, Verhörprotokolle, Tagebücher und Briefe, die nie ankamen. Entstanden ist ein erschütterndes Erinnerungsbuch, das weltweit als bedeutendes Antikriegsdokument gelobt wurde.

[Der Titel im Katalog](#)